

Das Glöckchen.

Ein Märchen von Paula Dehmel.

Illustriert von F. Regenbath.

Vor vielen hundert Jahren warf einmal ein gutes Kind ein Glöckchen, das ihm die Mutter zum Spielen gegeben hatte, in die Luft und rief dabei: „Das soll ein liebes Engelnchen haben“.

Das Glöckchen kam nicht wieder zur Erde; man suchte und suchte; aber es war und blieb fort. Keiner hat

je erfahren, wohin es gekommen ist; denn zufällig spielte wirklich ein kleiner Engel in der Luft, und als er die lieben Worte des Kindes hörte, fing er das Glöckchen auf. Still flog er durch den Wald damit. Die Bäume rauschten und nickten dazu; die Vögel sangen; die blauen Glockenblumen winkten und hätten gar zu gerne mit dem Glöckchen gespielt; der Engel aber flog weiter bis zu einer heimlichen Quelle. Da wohnte die Waldfee, seine kleine Freundin. Rasch kam sie aus der Grotte, in der sie eben badete, herausgehüpft, sagte den Freund um den Hals und gab ihm einen Kuß. „Das ist lieb von dir“, sagte sie, „daß du mich wieder mal besuchst.“ Der Engel zeigte ihr das Glöckchen, erzählte, wie er es bekommen hätte, und fragte sie zuletzt, was sie wohl damit machen könnten. „Ei, wir wollen es aufhängen, damit es uns recht schön was vorflingt“,

lachte die kleine Elfe. Der Engel nickte, und seine blauen Augen glänzten. Er flog in die Höhe und band das Glöckchen mit einem unsichtbaren Faden an den Himmel fest. Da hängt es noch, tief in den Wald herab, in dem die kleine Fee zu Hause ist, und immer zu Ostern pukt sie es hübsch blank. Gute Kinder hören manchmal ein helles Klingeln in der Luft, das aus dem Walde herzukommen scheint, und dann fühlen sie sich wie im

Himmel, als ob sie selber Engel wären, und haben die ganze Welt lieb. Immer, wenn ein Kind so recht von Herzen gut gewesen ist, tippt die Fee an das Glöckchen, und dann kommt der Engel angeflogen, und sie erzählt ihm, was das liebe Kind gethan hat. So hört denn:



Freiz war der Sohn eines armen Dorfschusters.

Eines Tages mußte er aus der kleinen Stadt, die nicht weit von dem Dorfe lag, ein Paar Stiefel abholen und sah dabei in einem Schaufenster eine Schachtel wunderschöne,

bunte Zinnsoldaten. Ach, wie herrlich die waren! Gar nicht so gequetscht und dünn, wie die Zinnsoldaten sonst gewöhnlich sind; nein dick und rund, wie richtige Soldaten, die auf der Straße marschieren. Freiz hätte gar zu gern auch solche Soldaten gehabt. Sein Vater hatte ihm gesagt:

„Die Sechser, die du von den Leuten für Schuh-Austragen kriegst, darfst du behalten“, und nun sprate er und sparte. Endlich, als schon fast ein Jahr herum war, hatte er eine Mark. Hurra! Nun kauf ich mir Soldaten! Sein Herz klopfte vor Freude. Auf dem Wege zur Stadt mußte er durch einen Wald; lustig pfiß er vor

sich hin und malte sich schon aus, wie schön er mit den dicken, bunten Soldaten spielen werde. Da kam ihm ein anderer Junge entgegen, der trug ein enges, hölzernes Bauerchen, aus dem ein graues Vögelchen ängstlich durch das Gitter sah. „Ach, das ist ja eine Nachtigall“, rief Freiz. „Ja“, rühmte sich der Junge „die habe ich eben gefangen.“ „Ach Gott, das arme Tier, laß es doch fliegen“, bat ihn Freiz; „sieh doch, wie es sich ängstigt.“